

Thesen zu einer fachlichen Entwicklung im Bereich der ambulanten „flexiblen“ Erziehungshilfe

„Das Leben ist schön, aber unsicher“ – stellte der Journalist Egon Erwin Kisch wahrscheinlich nicht ohne Selbstironie fest. Und weil wir uns hier im Kleinkunstkeller befinden, erlaube ich mir dieses sicherlich ernste und wichtige Thema auf dem Hintergrund der Jugendhilfe etwas lockerer aufzumachen. Denn „Flexible Hilfen“ auf der Grundlage von § 27 ff SGB VIII sind gemessen an einer grassierenden Form gesellschaftlicher Kurzlebigkeit, von Befristungsfetischismus und Wechsellust - wie das etwa bei Arbeitsverhältnissen (sog. Jobs), Handyverträgen, Automarken, Modeboutiquen oder auch Eheschließungen beobachtet werden kann – in dieser Region mit ca. zehn Jahren schon wieder relativ lange im praktischen Handeln verortet. Verdächtig lange sogar, weil sie die übliche Halbwertszeit von zwei bis drei „Projektjahren“ beträchtlich übersteigen. Lange auch deshalb, weil es an anderen Orten, die sich mit ähnlicher Zielsetzung auf den Weg gemacht haben, eben schon wieder rückwärts geht und Worte wie Beteiligung, Sozialraumorientierung oder Ressourcencheck so langsam wieder aus dem Vokabular verschwinden.

Deshalb mache ich jetzt auch gleich wieder ernst und nutze meine Zeit, um Ihnen ein paar Anhaltspunkte, die sie vielleicht für die nächsten 10 Jahre gebrauchen können, da zu lassen. Mein Beitrag umfasst 3 Punkte: Ich gehe a) auf den Begriff der Flexibilität, b) auf den Begriff der Kontinuität und c) auf das Fragezeichen ein.

Eine Erkenntnis der Ökonomie: Flexibilität verstärkt die Effizienz

Dieses ökonomische Prinzip durchdringt die Gesellschaft und betrifft uns als Brotverdiener, Verbraucherin oder als Tätige in der Sozialen Arbeit. Flexibilität bedeutet ja nicht nur Beweglichkeit oder Mobilität, sondern auch Biagsamkeit.

Der amerikanische Soziologe Richard Sennett beschreibt flexibilisierte Lebenslagen als „Drift“ (vgl. Richard Sennett: Der flexible Mensch, Frankfurt/M, 2000). Gemeint ist damit ein Dahintreiben zwischen der Hartnäckigkeit von romantisch gefärbten Bildern familiärer Entwürfe und durchkapitalisierten Marktinteressen, die genau das erschweren, was in unserer Gesellschaft im Prinzip verlangt wird: das Steuer für das eigene Leben (wieder) in die Hand zu nehmen; oder besser gar nicht aus der Hand zu geben. Sennett spricht vom Zwang der Flexibilität, der „flexible Kapitalismus“ zwingt im Grunde jede und jeden zur flexiblen und fragmentierten Lebensweise, die auch als notwendiges Arrangement mit dem hiesigen Wirtschaftssystem gedeutet werden kann. Um markt- und konkurrenzfähig bleiben zu können und erst gar nicht auf eines der sozialen Abstellgleise zu geraten, müssen sich Individuen so aufstellen, dass sie möglichst kurzfristig auf die Launen des Marktes und der Ökonomie reagieren können. Bei derart flexiblen Lebensgestaltungen wird oft genug übersehen, dass sozio-ökonomische Faktoren Wirkungskräfte in Gang setzen, die den Bestand sozialer Beziehungen eher gefährden denn stabilisieren.

Flexibilität wird in vielen Lebenslagen nicht nur als eine kontinuierliche Wandlung erlebt, die auf dem Vorausgegangenen aufbaut. Sie ist auch das Resultat von Handlungen und Brüchen in Biographien, die das Leben unwiderruflich verändern können. Offen bleibt an dieser Stelle die Frage, wie viel Flexibilität einzelne Menschen aufgrund oft prekärer Bedingungen vertragen können und wie viel Gestaltungsfreiheit sie angesichts ihrer oft strukturbedingten, nicht nur selbst verschuldeten Schiefelage besitzen, um ihre Lebensgeschich-

te neu zu schreiben.

Was bedeutet Flexibilität in der Jugendhilfe konkret?

- Kombination der „Angebote“ wie etwa Sozialpädagogische Familienhilfe, Soziale Gruppenarbeit, Tagesgruppe, Einzelbetreuung, Erziehungsberatung usw. - also Entsäulung der HzE-Paragraphen im KJHG;
- Also: Problemloser Wechsel (?) zwischen den verschiedenen gesetzlich vorgegebenen Hilfeformen;
- Topographische und niederschwellige Erreichbarkeit der sozialpädagogischen Orte (von öffentlichen und freien Trägern), die Räume wechseln mit den Bedarfen und folgen den Adressaten und deren Adressen;
- Die Hilfe orientiert sich an den Ressourcen der Familien, die Art der Hilfe wird regelmäßig überprüft und verändert sich analog zur (wachsenden) Verantwortung der Leistungsberechtigten;
- Gewinnung von Schlüsselpersonen: Das kann die Klassenlehrerin, der Nachbar, der Basketballtrainer, die Ausbilderin, der Hausarzt usw. sein. Die Pädagogen können und sollen nicht alles machen;
- Hilfeplanung und Hilfeplangespräch: Die Vereinbarung der Hilfezeit kann wechseln – von intensiv bis zu punktuellen Hilfskontakten ist alles möglich und:
- Sozialräumliche Teams – auch als probates Mittel bei der Krisenbewältigung einsetzen.

Erste Klarstellung:

Flexibilität bezieht sich hier also auf pädagogische Programme und Konzepte, auf die Ausgestaltung und Anlage der Hilfe als flexible Hilfe. Sie bezieht sich auf die Kunst des Perspektivenwechsels beim Aushandeln der Hilfen. Sie erfordert einen geschulten Blick der Fachkräfte für den Lebenskontext der Familien, die Hilfe wollen und den Fachleuten idealerweise einen Auftrag erteilen. Flexibilität hat etwas mit Haltungen und Einstellungen der Professionellen zu ihrer sozialpädagogischen Arbeit zu tun und sie muss strukturell gewollt sein. Sie muss von den Leitungskräften gewollt sein, weil sie auch Auswirkungen auf Dienst- und Arbeitspläne hat. Flexible Hilfen erfordern flexible Fachkräfte. Erfahrungsgemäß kann Flexibilität aber nur so weit eingefordert werden, wie es die Strapazierfähigkeit eines Teams und seiner Mitspieler/innen erlaubt.

Um den Adressaten der Hilfeplanung möglichst viel Eigenverantwortung zu geben bzw. zu lassen, sollen die Hilfen möglichst dem Bedarf entsprechen und die oft schwierigen Lebenssituationen entzerren, klären und auch erleichtern. Deswegen wird es auch darum gehen, für Positionen und Entscheidungen einzustehen: Auf der Seite der Leistungsberechtigten wie auf der Seite der sozialen Arbeit. Am ehesten merken wir dies ja, wenn sich Positionen verhärten und wir doch gezwungen sind, Lösungen zu finden. Das lateinische Sprichwort *frangar non flectar* – „Ich zerbreche eher, als daß ich mich beuge!“ – würde sicher nicht zur Türinschrift der Anlaufstellen im Stadtteil taugen. Und trotzdem könnte dieser Slogan des Widerstands auch einen Hinweis enthalten, dass Flexibilität im Sinne von sich beugen nicht auf Biegen und Brechen als pädagogisches Allheilmittel postuliert werden sollte. Eine Antwort des (Jugendhilfe-)Systems darauf sind Hilfen aus einer Hand bzw. Hilfen unter einem Dach. Dies setzt voraus, dass der Allgemeine Soziale Dienst des Jugendam-

tes in den einzelnen Stadtbereichen auf Leistungserbringer als Kooperationspartner bauen kann, die nicht nur fallbezogen, sondern auch feldbezogen agieren. Dies setzt fundierte Sozialraumkenntnisse voraus bzw. die Betrachtung des sozialen Raumes als ein Koordinatensystem, in dem nicht nur sozialpädagogisches Handeln stattfindet, sondern in dem auch soziales und biographisches Baumaterial vorhanden ist. Dort sind kooperationsbedingte flexible Hilfen systematisch gewollt und dies hat zur Folge, dass in Stadtteilen oder -bereichen ein bestimmter Träger (als Leistungserbringer) seine Ressourcen am Bedarf der Leistungsberechtigten ausrichtet. Die Leistungsberechtigten entscheiden letztendlich, ob sie mit dem jeweiligen Kooperationspartner zusammen arbeiten oder nicht.

Kontinuität hat mit unserer Auffassung von (Eigen-)Verantwortung zu tun

Das häufig verwendete Stichwort ´Adressatenorientierung` in der Erziehungshilfe zielt ja auch auf Eigenverantwortung, die ein zentraler Begriff im Hinblick auf die Organisation der Bürgergesellschaft darstellt. Der Philosoph Otfried Höffe (Vgl. Otfried Höffe: Wirtschaftsbürger, Staatsbürger, Weltbürger, München 2004 und Interview mit O. Höffe in: Stuttgarter Zeitung vom 13.11.2004) rückt in seiner Theorie des Bürgers den Menschen als selbstverantwortliches Subjekt der Bürgergesellschaft ins Zentrum. Er sieht den Paternalismus des Wohlfahrtsstaats als Bedrohung für die Eigenverantwortung an und betont die aktive Mitwirkung von Bürgerinnen und Bürgern in allen ihren Angelegenheiten. Bezogen auf unser Thema erweist sich dieser Anspruch als schwieriges Unterfangen, weil hier – wie in vielen anderen Fällen auch – die Erwartung an die Sozialarbeit-Profis (gewissermaßen als Repräsentanten des Staates), schon entsprechende Lösungen im Gepäck zu haben, relativ hoch ist: „Jetzt sagen Sie mir doch, was ich tun soll!“.

Deshalb erfordert die Hilfeplanung viel Sensibilität, Geduld und Geschick, Leistungsrechte als selbstverantwortliche Akteure ihrer Lebensplanung zu sehen, ohne sie gleichzeitig dadurch zu entmündigen.

Die Förderung der Eigenverantwortung kann paradox wirken, wenn stillschweigend davon ausgegangen wird, dass „Adressaten“ zu wenig eigenverantwortlich handeln. Eine häufige Beobachtung ist jedenfalls, dass die Verantwortung (die „Schuld“) für Brüche und Fallstricke des eigenen Lebens gerne bei anderen gesucht wird. Deswegen macht es Sinn, Leistungsberechtigte im Hilfekontraktgespräch danach zu fragen, was für sie am Ende des Hilfeprozesses heraus kommen soll und welche konkreten Beiträge sie zur Zielerreichung leisten. Eine 2005 vorgelegte Evaluationsstudie des Jugendamtes Stuttgart (Umbau der Hilfen zur Erziehung in Stuttgart – Evaluation zu den Wirkungen des Reformprozesses, Stuttgart, 2005 - „Aktive Mitwirkung der Adressat/innen am Hilfeprozess“) kommt zu dem Resultat, „dass die Aktivierung der Adressat/innen angesichts der Vielschichtigkeit ihrer Problemlagen eine große Herausforderung darstellt. Gerade die Komplexität dieser Probleme und die damit zusammenhängende prekäre Lebenssituation, in denen sich Nutzer/innen häufig befinden, erschwert die Formulierung konkreter Ziele in besonderer Weise“.

Stichwort Gelegenheit als Kontrast zur Zielvereinbarung: In den Hilfeplänen werden richtigerweise also Hilfeziele vereinbart. Hilfeplanung folgt eher einer linearen und konsistenten Logik von Zeit und was innerhalb eines Zeitraumes im Rahmen der Hilfe erreicht werden soll. Wir wissen aber, dass das Leben nicht nur teleologisch geradeaus läuft oder wie der Zeitpfeil scheinbar in eine Richtung schießt. Gelegenheiten fallen in unser Leben – sie fal-

len uns gewissermaßen zu - und Dinge kommen uns gelegen (oder auch ungelegen). D.h. also auch: Sich bietende Gelegenheiten beim Schopf zu packen, nicht lange zu fackeln und Nägel mit Köpfen zu machen. So können die schönsten Hilfeziele binnen kurzer Zeit wieder durchkreuzt werden, wenn sich Chronos und Kairos in der Lebenswelt der Adressaten ein Stelldichein liefern. Die Planungsphantasien der Pädagogen sind mit den sozialen Überraschungen und individuellen Gelegenheitserfahrungen ihrer Klientel im sozialen Raum nicht immer kompatibel. Und Pädagogen leben ihr Leben ja schließlich auch nicht nach Hilfeplanzielen.

Aber die angesprochene Evaluationsstudie macht auch deutlich, dass Adressaten auf sozialräumlich ausgerichtete Hilfeplanverfahren überwiegend positiv reagieren, z.B. gerade weil die Hilfen mehrheitlich in ihrem lebensweltlichen Radius stattfinden und sich prekäre Familiensituationen aufgrund der zeitnahen sozialräumlichen Erziehungshilfen spürbar und nachhaltig entspannt haben. So ist anzunehmen, dass ein adressaten- und familienorientiertes System der Erziehungshilfen dazu beiträgt, Misstrauen und Hemmschwellen, die eine Kooperation zwischen Bürger/innen und Jugendhilfe-Institutionen erfahrungsgemäß erschweren, abzubauen und die Vervielfältigung von sozialen Enttäuschungserfahrungen abbremsen. Das Kontraktmanagement als zentraler Baustein muss also auch als Beitrag zur Bürgergesellschaft verstanden werden, der Desintegrationstendenzen (wie Verarmung, Arbeitslosigkeit, Vereinsamung, Krankheit usw.), denen in Not geratene Familien oft ausgeliefert sind, entgegenwirkt.

Was bedeutet Kontinuität in der Erziehungshilfe konkret?

- Systematische Kooperation zwischen Familien, dem Jugendamt und dem Träger;
- Individuelle Hilfeleistungen mit möglichst wenig Beziehungsabbrüchen;
- Verbindliche Zusammenarbeit zwischen Jugendamt und Erziehungshilfeträger: Beide als impulsgebende Kräfte und beide angebunden an entsprechenden Entscheidungsgremien;
- Kooperation mit anderen Systemen wie z.B. Schulen, Kitas, Kinder- und Jugendpsychiatrie, freie Jugendarbeit usw., denn Jugendhilfe ist kein abgeschlossenes System: andere Systeme zur Kommunikation herausfordern!;
- Aktive Mitarbeit der Akteure/innen an einer tragfähigen sozialen Infrastruktur;
- Entwicklung geeigneter Finanzierungsinstrumente;
- Entwicklung und Einrichtung von Orten gemeinsamer Fachlichkeit, z.B. in Bezug auf Qualifizierung für sozialräumliche Arbeit;
- Personalentwicklung beim freien wie öffentlichen Träger;
- Organisation und Ausrichtung der Erziehungshilfen an kleinräumiger und partizipativer Gemeinwesenarbeit;
- Kommunalpolitische Verankerung der Reformdiskussion ergo:
- Gemeinsame Qualitätsentwicklung zwischen öffentlichen und freien Trägern.

Zweite Klarstellung:

Kontinuität bezieht sich auf die Beziehung und Interaktion zwischen Hilfeadressaten und Hilfebringern. Sie betrifft den unmittelbaren Kontakt zwischen Menschen, die Hilfe und Unterstützung wollen und brauchen und Menschen, die dafür ausgebildet sind, professio-

nell zu beraten, begleiten und betreuen. Wenn Sie Kinder, Jugendliche oder Erwachsene am Ende einer Erziehungshilfe danach fragen, was Ihnen bei der Hilfe am wichtigsten war bzw. gefehlt hat, dann werden Sie ziemlich sicher hören: Da ist jemand, dem ich vertrauen und auf den ich mich verlassen konnte. Das, was der Professionelle sagte, hat er auch eingehalten bzw. hat sich an Absprachen und Termine gehalten. Außerdem konnte er oder sie gut zuhören und persönliche Dinge für sich behalten und hat nicht alles brühwarm meiner Mutter oder meinem Lehrer erzählt – ich mag es nämlich nicht, wenn man mich einfach übergeht...

Da werden Aspekte genannt, die das Amalgam von sozialen Beziehungen überhaupt bedeuten und die nicht nur in der Erziehungshilfe von zentraler Bedeutung sind. Es geht um Verlässlichkeit, um Vergewisserung und letztendlich um Sicherheit im Rahmen eines interpersonellen Prozesses während der Hilfe. Das sind allerdings Werte, die Sie prinzipiell in der pädagogischen Anthropologie finden und die gerade bei flexiblen Programmen zur Beachtung und Geltung kommen sollten. Das wäre für mich ein Maßstab für den Erfolg Ihrer Arbeit. Kontinuität verstehe ich auch im Sinne des Kontinuums als zusammenhängende, durchgängige Erzählung biographischer Erfahrungen und Ereignisse, als Fähigkeit, das eigene Leben in plausibler Art und Weise annehmen und reflektieren zu können und ggf. Konsequenzen daraus zu ziehen bzw. Text (Sprache und Vereinbarung) und (sozialen) Kontext zusammen zu bringen.

Zum Fragezeichen: Die Antwort hängt mit unserer Auffassung und unserem Begriff von Lebenswelt zusammen

Der Begriff 'Lebenswelt' ist ein in der Sozialen Arbeit oft benutzter Begriff, der sehr frei und mehrdeutig benutzt wird. Seine Auslegungen kollidieren dabei gerne mit dem Begriff des Sozialraumes. Es wäre hier eine längere Sache, Lebenswelt zu definieren. Anleihen könnte man sich bei Edmund Husserl, Hans Blumenberg, Walter Schulz oder Jürgen Habermas und natürlich bei Aristoteles holen. Ein paar Stichworte müssen jetzt genügen - frei nach Aristoteles und Walter Schulz:

- A. beschreibt Lebenswelt als Grund und Boden, auf dem Ethik möglich ist;
- Sittlichkeit als verbindendes und verbindliches Ethos – maßgebliche Verhaltensweisen konstituieren den Zusammenhang einer Gemeinschaft oder Gruppe;
- Diese Idee kennzeichnet das Spannungsfeld zwischen Freiheit und Ordnung;
- Dazu gehört, die Struktur der Lebenswelt lesen und deuten zu lernen;
- Lebenswelt bedeutet hier nicht nur die alltägliche Welt, in der wir unmittelbar mit Mitmenschen im Nahhorizont umgehen, sondern im erweiterten Sinne, die Welt, in der wir leben, schlechthin;
- Lebenswelt umschließt also auch jene Welt, die wir bereisen oder im Fernsehen betrachten;
- Leitend sind dabei folgende Fragen: Was gehört sich? Was ist gut und richtig? Was ist normal? Stichwort: normatives Handeln; „Die normative Kraft des Faktischen“;
- Was kann ich tun, was soll ich lassen – und umgekehrt?;
- Das Tunliche ist nicht nur das, was recht ist, sondern auch, was nützlich und zweckmäßig und insofern „richtig“ ist;
- Alles Handeln vollzieht sich wie alle Bewegung zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit

(Walter Schulz: Grundprobleme der Ethik, S. 53)

- Lebenswelt als Ausdruck für Selbstverständlichkeit, „das versteht sich von selbst“ im Ggs. zum Phänomen: es besteht (Er)klärungsbedarf.
- Ist Lebenswelt ein erschlossenes Phänomen?;
- Lebenswelt bildet den Hintergrund des kommunikativen Handelns.

Und hier noch ein kleiner Hinweis auf Jürgen Habermas:

- Jürgen Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns;
- Korrespondenz zwischen System und Lebenswelt;
- Kolonialisierung von Lebenswelt;
- Bürokratie, Verwaltung, Macht, Geld, Stichwort: Politik. „Heute dringen die über die Medien Geld und Macht vermittelnden Imperative von Wirtschaft und Verwaltung in Bereiche ein, die irgendwie kaputt gehen, wenn man sie vom verständigungsorientierten Handeln abkoppelt und auf solche mediengesteuerte Interaktionen umstellt“ J.H., 1985, S. 188f;
- Ausdifferenzierter: Jugendhilfe, Schule, Kinder- und Jugendpsychiatrie, Medizin, Recht usw. als Subsysteme.

Fragen:

- Was ist unser (Selbst-)Verständnis von Lebenswelt?
- Welche Rolle spielt das System in der Lebenswelt?
- Welche Botschaften gehen vom „System“ aus? Stichwort: Sendungsbewußtsein?
- Wie ist das Verhältnis zwischen Absender und Adressat?
- Wer beteiligt eigentlich wen?
- Wie orientieren wir uns in der Lebenswelt (Sozialraum) und welches Handwerkszeug brauchen wir dazu?
- Wie können lebensweltliche Effekte an die Fallarbeit rückgekoppelt werden?

Statt einer Klarstellung:

Und jetzt komme ich noch einmal auf den eingangs erwähnten Satz („Das Leben ist schön, aber unsicher“) zurück und stelle Ihnen zum Schluss die Frage, die Ilija Trojanow (den einige sicher als „Weltensammler“ kennen) neulich in einem Beitrag in der Stuttgarter Zeitung gestellt hat: Wie viel Sicherheit brauchen wir?

„(Oder) gehört sie nicht eher zu jenen Utopien, die an Attraktivität verlieren, wenn man sich ihre Folgen genauer vorstellt – wie die Unsterblichkeit. Absolute Sicherheit hieße völlige Erstarrung. Wir leben von Wandel, von Verlust und Vergehen, von Überraschung und Überrumpelung, von den immer wieder neuen Anforderungen an unsere Anpassungsfähigkeit. Eine Welt der endgültigen Sicherheit wäre keine lebenswerte Welt.“ Mit diesen Wort von Ilija Trojanow, schließe ich meinen Beitrag und wünsche Ihnen für die nächsten zehn Jahre alles Beste bei Ihrer sicher wirkungsvollen und Lebenswelt gestaltenden pädagogischen Arbeit im Spannungsfeld von Flexibilität und Kontinuität.

November 2008